

(Nachdruck verboten.)

9)

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

„So ein Rimmel,“ sagte der Kommerzienrat trocken, „wie kann er sich unterstehen, auf solche Weise seinen Namen zu schänden? Wenn es nicht des Namens wegen wäre, könnte er sich meinerwegen vor Gericht verantworten; so aber will ich es in Ordnung bringen. Vierhundert Kronen sind es, die er genommen hat?“

„Ja, sein Prinzipal sagte es.“

„Bei Womann ist er gewesen, nicht wahr?“

„Ja!“

„Ich will mit ihm sprechen und es klären.“

„Tausend, tausend Dank, Magnus!“

Frau Luise erhob sich und wollte dem Schwager die Hand reichen, doch dieser schien es nicht zu bemerken, sondern sagte statt dessen:

„Da ist nichts zu danken, denn ich thue es nicht für Sven. Er mag mir das Geld zurückzahlen, wenn er kann, und wenn er so viel Ehre im Leibe hat. Es wird wohl das Beste sein, daß er nach Amerika geht, so bald das Wasser offen ist.“

Alle die warmen Dankesgefühle in Frau Luise erstarrten plötzlich; sie richtete ihre magere, gebeugte Gestalt auf. Aber die Worte, welche ihr auf den Lippen brannten, wurden niemals ausgesprochen; sie war zu lange in der Schule der Demut und der Abhängigkeit gewesen, um ein Aufbäumen zu wagen.

Leise hat sie, die Schwägerin und die Kinder von ihr zu grüßen, dann schlich sie lautlos hinaus, ohne auch nur ein freundliches Wort mit auf den Weg bekommen zu haben.

Der Kommerzienrat dachte nicht einmal daran, er hatte seine Pflicht getan, eben wie immer. Er konnte sich keines Abweichens davon sein ganzes Leben hindurch erinnern; schnurgerade war er vorwärts gegangen und ein allgemein geachteter Mann geworden.

VI.

Dank Großhändler Lejers Eingreifen kam Svens Geldaffaire nie an die Öffentlichkeit. Er hatte indessen seine Stelle verloren, und es wurde beschlossen, daß, sobald die Schifffahrt frei würde, er sich auf einem Dampfer einschiffen solle. Er hatte bald, ebenso sanguinisch wie immer, seine frohe Laune zurückgewonnen und sprach jetzt ganz hoffnungsvoll von der Zeit, da er als reicher Mann nach dem alten Schweden zurückkehren und dem Onkel und allen andren mit ihm zeigen würde, daß er doch zu etwas taue.

Meistens war es die Mutter, welche solche Herzensergüsse zu hören bekam. Mit den Händen in den Hosentaschen stand er neben dem Herd und sah zu, wie sie mit der Art das harte Holz gegen die Steine schlug, um es klein zu bekommen; wenn die Art lauter erschallte, wurde auch seine Stimme lauter, aber der Gedanke, lieber der Mutter bei der schweren Arbeit zu helfen, schien ihm keinen Augenblick zu kommen.

Eines Tages im Februar kam der Briefträger mit einem kleinen wohlbekannten, parfümierten Billet, das an Frau Lejer adressiert war. Es war von der Oberstin von Garder und hatte denselben Inhalt, wie seit fünf, sechs Jahren wenigstens:

„Beste Luise!

Es würde uns erfreuen, wenn Du, Gustab und die Kinder am Mittwochabend um sieben Uhr zu uns kommen wölkst. Einige andre Verwandte von Claes und ein paar Freunde haben ebenfalls versprochen, zu kommen.

Mit freundlichem Gruß

Malvina von Garder.“

Die Oberstin war mit einem Better von Frau Luise verheiratet, und da beide, der Oberst sowohl wie seine Frau, rechtlich denkende Menschen mit guten Herzen waren, erinnerten sie sich stets einmal im Jahre ihrer armen Verwandten und luden sie ein. Es war Lejers nie eingefallen, nein zu sagen; ob es nun war, daß sie Wert darauf legten, hin und wieder einmal aus dem Schamwinkel ihrer Armut hervor-

gezogen zu werden oder ob es aus materiellen Gründen geschah, um einmal gut zu essen und zu trinken, das bleibt dahingestellt.

Diesmal indessen erklärten sowohl Marie Luise wie Günther, nicht mitgehen zu wollen. Marie Luise fand es unfreundlich von Oberstens, daß sie Nils nicht mit eingeladen hatten, darum sagte sie ab; Günther hatte nie etwas nach dieser „Jahresvorführung“, wie er es nannte, nachgefragt und hatte jetzt außerdem keine Zeit. —

Der große Tag kam mit einem anhaltenden Schneewetter heran. Die Flocken fielen in großen, nassen Sternen gegen die Fenster, wo sie sofort schmolzen oder sich auf dem schlüpfrigen Straßendamm zu einer schwarzgrauen Masse formten.

„Solch ein Unwetter,“ sagte Dora und sah mißmutig aus dem Fenster.

„Es wäre viel gescheiter, bei solchem Wetter zu Hause zu bleiben, als auszugehen und sich zu langweilen,“ fiel Sven vollkommen logisch ein, obgleich er eigentlich nichts dagegen hatte, mitzugehen; er wollte nur Dora reizen.

Dora warf ihm einen etwas verächtlichen Blick zu. Das eingeschlossene Leben zu Hause kam ihr so unerträglich vor, daß sie der geringsten Abwechslung mit kindlicher Freude entgegenjah.

„So, seid Ihr fertig, dann können wir gehen.“

Frau Luise hatte ihres Gatten Toilette in Augenschein genommen und kam jetzt aus seinem Zimmer. Er selbst folgte langamen Schritten mit demselben müden, stumpfen Ausdruck auf dem krankhaft blassen Gesicht.

Sie mußten natürlich mit der Pferdebahn fahren, um nicht gänzlich zu durchnässen, das Schlimmste war, sich nach dem Umsteigen aus derselben einigermaßen zu schützen.

Mit aufgeschürzten Kleidern und langen, vorsichtigen Schritten balancierten die Damen über den Fahrdamm auf das Trottoir. Der Doktor und Sven folgten gelassen hinterher. Eine Droschke hatte gerade vor dem Hause angehalten, und zwei Damen in weißen Pelzkragen stiegen aus. „Wir können wohl warten, bis die hinauf sind,“ meinte Sven und trat verdrossen zurück.

Der Doktor und Frau Luise waren beide einverstanden und drückten sich gegen die Mauer, damit der Schein der Gaslaterne nicht voll auf sie fallen sollte, doch Dora erklärte, das sei lächerlich, — weshalb man sich zu schämen brauche? Dies sagte sie jedoch nur aus Trost, denn im Grunde klopfte ihr Herz wie das eines geängstigten Vögelchens.

Als die lichten Gestalten in der Hausthür verschwunden waren, schritt sie indessen rasch vorwärts und fragte nur im Vorübergehen:

„Sind wir vielleicht nicht eingeladen?“

„Aus Mitleid, ja,“ versetzte Sven scharf. „Weil er und Mutter Better und Cousine sind; sie wollen sich natürlich grohmütig zeigen.“

„Grohmütige Verwandtschaftslicke, meinst Du wohl,“ erwiderte Dora mit einem ersten Anflug von Ironie in der noch kindlich ungeschulten Stimme.

„Eine merkwürdige Verwandtschaftslicke, die sich einmal im Jahre zeigt, was?“

„Kinder, seid nicht unzufrieden jetzt,“ warnte Frau Luise hilflos. „Nimm Dein Kleid auf der Treppe auf, Dora, die ganze eine Seite schleppt! Du hast doch nicht Deine Handschuhe vergessen?“

„Seid Ihr jetzt fertig, dann will ich klingeln,“ ließ sich der Doktor vernehmen.

Ja, sie waren fertig.

Die Thür wurde geöffnet von einem sich leicht verneigenden Mädchen, das unverkennbar die Gewohnheit hatte, die Besuchenden zu klassifizieren, was man so oft bei Dienern „besserer Häuser“ beobachten kann. Sie lernen arme Verwandte an der halb verlegenen, halb vertraulichen Art nach der Herrschaft fragen, bald kennen, und es geschieht oft, daß das Mädchen schon draußen im Flur die beschützende Rolle zu spielen beginnt, welche die Herrin nachher im Salon weiterführt. Einmal ist es vielleicht vorgekommen, daß das Frühstück wieder aufgesetzt wird, obgleich die Herrschaften schon gegessen haben. Sie konnten hungrig sein, die Armen! Ein andermal wird der Laufjunge fortgeschickt, um zu wechseln,

mit dem Auftrag sich zu eilen; da galt es natürlich Pferdehahnroschen oder dergleichen. Dies alles waren Symptome, welche die kleine niedliche Jungfer mit der neuen seidnen Schürze und der koketten weißen Empfangsmütze auf dem lockigen Haar ganz scharfsichtig gemacht hatten und die sie jetzt veranlaßten, mehr zuzusehen als behilflich zu sein, als Lejers sich ihrer Ueberkleider entledigten.

Oben kratzte und kratzte auf der Thürmatte, um die Säneeklumpen, die sich unter den Absätzen festgesetzt hatten, zu entfernen.

Dora strebte verzweifelt danach, in eine Ecke zu kommen, um das Schuhzeug an ihren armen, naßkalten Füßen zu wechseln, dann stand sie da mit einem unglücklichen Ausdruck in ihrem erstickten Gesicht und schritt so vorsichtig hinaus, als ginge sie auf Glatteis. Die neuen, vierknöpfigen Handschuhe, die fast ein Ereignis in ihrem Leben zu nennen waren, saßen jetzt stramm und glatt auf den kleinen, rauhen, ungepflegten Händen, und es galt nur noch einen Blick in den Spiegel zu werfen, um zu sehen, ob das Haar in Ordnung sei. Ja, es war alles wie es mußte; na, dann also!

„Ist das Kleid herunter, Mutter? Sieht man nicht den Riß unter der Schärpe?“

Marie Luise hatte nach bestem Vermögen genäht und geändert, um ein einigermaßen neu aussehendes Kleid aus einem alten herzurichten, das eine Freundin der Oberstin dieser geschenkt hatte, um es für die Armen zu verwenden. Doch die Oberstin war eine praktische Frau, welche einsah, daß die kleinen blauen Kinder auf den Straßen und Gassen wenig Nutzen von einem lilafarbenen Gesellschaftskleid mit zerrissener Stiderei haben würden; und so wanderte es statt dessen zu der Familie Lejer, wo es als ein wahres non plus ultra angesehen wurde, ehe man es näher in Augenschein genommen hatte. Doch als es auseinander getrennt und nachher von neuem zusammengesetzt werden sollte, kostete es ein schreckliches Kopferbrechen, alle diese fleckigen, zerschnittenen Stücke passend aneinandergebracht zu bekommen.

Frau Lejer unterzog indessen das Meisterwerk noch einmal einer genauen Prüfung und sagte dann mit starker Ueberzeugung in der Stimme:

„Es ist alles in Ordnung. Nur zu, Vater!“

Vier Herzen klopfen im Takt vor Unruhe und Verlegenheit, und dicht zusammenhaltend trat die Familie Lejer in den eleganten Salon, wo die Damen mit den Pelztragen schon in lebhafter Unterhaltung mit der Wirtin saßen. Diese erhob sich jetzt langsam, würdevoll. Sie war ungewöhnlich groß und mager. Das dicke, glatte Seidenkleid rauschte vornehm, die Schleppe schleifte über den teppichbelegten Fußboden, aber steif und ungraziös, als wollte sie sich auf keine Biegungsversuche einlassen. Die Oberstin streckte den Ankommenenden ihre ringgeschmückte Hand entgegen.

„Willkommen, meine Lieben! Freue mich sehr, Euch heute abend hier zu sehen. Wo sind denn Marie Luise und Günther? — Konnten sie nicht mitkommen? — Schade!“

Der Mund lächelte und komplementierte, doch die Nase gehörte zur Opposition, sie strebte hoch in die Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Es ist bereits geraume Zeit her, daß unsre musikalische Berichterstattung immer nur mit Ereignissen des Augenblicks, namentlich mit Theaterpremieren, zu thun bekam und nicht dazu gelangte, die allgemeineren Verhältnisse der Musikwelt zu überblicken. Außerdem war gerade die nichtdramatische Musik während dieses sommerlichen Halbjahres für unsre Reserate nicht in Betracht gekommen. Der jetzige Wiederbeginn des Konzertlebens, der ja bereits über das nächsten Bedorfsiehende manche Andeutungen giebt, regt uns an, diesen Andeutungen sowie verschiedentlichen Materialien, die uns inzwischen bekannt geworden sind, einige Blicke auf die gegenwärtige Lage der Musik und auf ihre jüngsten Fortschritte zu entnehmen.

Am interessantesten und wichtigsten scheinen uns dabei die Dinge zu sein, die sich nicht geändert haben, obgleich ein Fortschritt in ihnen dringend nötig sein würde. Und darin dürfte von der größten Tragweite das Folgende sein. Die Kunst ist ein besonderer Fall des Bedürfnisses aller lebenden Wesen nach Ausdruck, somit eine biologische Erscheinung von ebenso großer Bedeutung wie Hunger und Liebe und mithin eine ebenso ernste, im sozialen Ganzen unentbehrliche Sache, wie Technik, Wissenschaft usw., keineswegs aber als ein Luxus, als eine nach Belieben begünstigte Zugabe, Erheiterung des Lebens seinem „Ernst“ gegenüber zu stellen. Wohin wir nun blicken, finden wir fast überall einen Mangel an Einsicht

in diese Thatsache und eine dieser widersprechende Praxis. Dazu gehört auch die Verkennung einer der wichtigsten Konsequenzen jener Thatsache: daß nämlich die Kunst in erster Linie um der Künstler (auch der erst beginnenden) willen und nicht für das Publikum, geschweige denn für den Dienst sonstiger Mächte da ist. Die Ansprüche derer, die ein Kunstwerk in sich aufnehmen, stehen erst in zweiter oder noch geringerer Linie. Und doch allenthalben eine Verkennung dieser Sachlage! Selbst die Kritik vergeht sich dagegen, die an eine Leistung nur vom Befriedigungsbedürfnis des Publikums, auch des sach- und sachkundigeren, aus herangeht und nicht selbst in mäßigeren Darbietungen zuvörderst die Gelegenheit sieht, daß Künstler sich aussprechen, sich üben, sich entwickeln, sich auf Besseres vorbereiten.

Auch in mannigfacher, sogar sonst recht oppositioneller Litteratur über Musik fällt uns auf, daß sie es unterläßt, in diesem Sinne aufklärend zu wirken. Dies gilt auch von der Essay-Sammlung „Kranz“ Richard Vattas (Leipzig, Lauterbach u. Kuhn, 1903). Ihre Stärke liegt in verschiedentlichen Mitteilungen des Verfassers, der ersichtlich frühzeitig das Glück zahlreicher persönlicher Beziehungen hatte, über wichtigere Künstlerpersönlichkeiten — so erhält z. B. der verstorbene Wagner-Apostel Heinrich Boges eine sympathische, originelle Charakteristik. Auch gute Zusammenfassungen, wie z. B. „Die moderne Oper“, finden sich hier, allerdings mit manchen merkwürdigen Beurteilungen; so wird z. B. W. Wienz weit günstiger beurteilt als F. Weingartner. Im übrigen die bekannten Bevorzugungen allgemein beliebter Personen und Themen. Schon weniger nach der Gunst der Öffentlichkeit richtet sich eines der in Inhalt und Ausstattung erfreulichsten Bücher, die uns seit langem untergekommen sind: „Robert Volkmann. Sein Leben“ u. von Hans Volkmann (Leipzig, Hermann Seemann N., 1903). Dem hochbedeutenden, aber für das Publikum zu stillen Komponisten hat hier sein Neffe ein sehr reichhaltiges Denkmäl gesetzt (das übrigens durch persönliche Erinnerungen von anderer Seite her in der „Neuen freien Presse“ ergänzt wurde). Mehrere bescheidene, doch im besten Sinne sprechende Buchschmuckleistungen von Hans Petri machen dieses Buch noch traulicher, als es schon ist.

In einem nur allmählichen, aber anscheinend doch beachtenswerten und fruchtbareren Fortschritt sehen wir, wenn wir genauer hinblicken, das Unterrichtsweien der Musik. Einerseits handelt es sich um diese, soweit sie bloßes Schulfach innerhalb allgemeinbildender Schulen ist. Hier bedarf es wahrlich noch erst unabsehbarer Anstrengungen, um über das Schlimmste hinauszukommen. Kenner wie Max Vattas (in einem einschlägigen Aufsatz des letzten Heftes der Zeitschrift „Die Musik“) thun das Ihrige zur Propaganda. Und manche praktische Leistungen enthalten in dieser Beziehung wenigstens so viel Gutes, daß sie mehr Beachtung verdienen würden. Um auch einmal ein etwas älteres Beispiel zu nennen, sei hingewiesen auf Joseph Gaubeds „Gesangslehre. Methodischer Wegweiser für den Gesangsunterricht an den Volks- und Bürgerschulen sowie an den Unterlassen der Mittelschulen“ (Leipzig a. G., Otto Hendel, 1901). Andererseits handelt es sich um die Musik als Berufs- oder mindestens Liebhaberstudium. Hier glauben wir nicht irre zu sein, wenn wir ein kleines Anwachsen der in die Musik selber, nicht bloß in die Spielfertigkeit hinein führenden Studien bemerken. Dazu kommt nun noch manch kleiner Anlauf zu einer Litteratur über das Wesen und die Geschichte der musikalischen Pädagogik, wobei uns allerdings nähere Angaben zu weit führen würden.

Auf dem heute viel beachteten Gebiete der Thätigkeit von Dirigenten mehr sich anscheinend das Uebel des Kapelldirigierens, das heißt des zeitweiligen Dirigierens eines Orchesters bald durch diesen, bald durch jenen Kapellmeister. Von unmittelbar naheliegenden Beispielen schweigen wir lieber; aber selbst die Philharmoniker in Wien, also auf einem verhältnismäßig echten Boden der Konkunft, greifen bereits zu diesem Vorgehen. Ein Dirigent darf eben nicht der „Kultvirtuose“ sein — um diesen modischen Ausdruck zu gebrauchen; er bedarf eines dauernden Zusammenarbeitens mit seiner Kapelle, während das fahrende Solistenum auf Instrumenten trotz all seiner Minderwertigkeit doch noch berechtigter ist. Um so freudiger begrüßen wir es, wenn ganz aus lokalen Verhältnissen heraus ein Dirigent in jahrelanger Bemühung eine Institution von Aufführungen zur Entfaltung und Vervollkommnung bringt. In diesem Sinne erwähnen wir abermals mit Freude das Walten des Herrn Direktor E. Mengewein. Seine Oratorien-Aufführungen und dergleichen vom „Ausfluß zur Veranstaltung von Volksaufführungen“ haben wir längst anerkannt. Eben wird dreimal Haydns, trotz aller Zeitlichkeit nicht verlastetes, Meisterwerk „Die Jahreszeiten“ aufgeführt (zum drittenmal am 16. Oktober.) Die Gelegenheit, der ersten Aufführung (am 5. Oktober) beizuwohnen, entging uns zwar durch einen Zufall; was wir jedoch darüber hörten, ließ auf tüchtige Leistungen — auch der Solisten — schließen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir gegenüber den in unserm gefamten Konzerttreiben bevorzugten Arten von Musik empfehlen, dem Ensemblegesang ohne Instrumente, dem sogenannten a-capella-Gesang, noch mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Namentlich an unbegleiteten Frauenchören und gemischten Chören mangelt es in unserm Konzertleben noch sehr.

Große Fortschritte im kompositorischen Schaffen hat uns die jüngste Zeit ersichtlich nicht gebracht. Von manchen Konsekern, die wir bereits früher mit Achtung begrüßt haben, kam ein oder das andre Neue, doch ohne gerade eine Wandlung anzukündigen: so von

M. Reger, von H. Erben u. a. Von einer jungen Schweizer Musiker-Generation könnte vielleicht mehr als bisher zu uns dringen. Gestorben ist auch mancher, und publiziert wird einer über den andern. Wenn wir dem vor einiger Zeit hingeschiedenen Theodor Kewitsch, einem vielseitigen Praktiker, Lehrer und Schriftsteller der Musik, eine stille Erinnerung widmen, so ist es für diesen trefflichen Fachmann und Menschen gewiß eher zu wenig als zu viel.

Nicht übersehen dürfen wir die allerdings noch kleinen Spuren davon, daß mehr als früher die Frauen am Komponieren teilnahmen. Aus dem meist gerade an Charakteristik armen Instrumentalspiel von Künstlerinnen möchte man auf Gleiches im Tonjaß schließen. Wichtigen Schritt und tiefgehende Gestaltungskraft haben wir nun freilich kaum jemals, dagegen einen sentimental-süßlichen Zug allzu häufig bei Komponistinnen angetroffen. Allein es finden sich nun doch manche Beispiele von einer gut sprechenden Darstellung. Elisabeth Brauer ließ uns in ihrem Konzert vom vorigen Dienstag einige Lieder hören, von denen wenigstens zwei (Leutholds „Am Meere“ und Uhlands „Der Ungenannten“) eine schlichte gute Aussprache waren: sie sagten direkt und deutlich, was ihr Text meint. Daß da kein origineller Reichtum kam, und daß andre Lieder vom Schlichten ins Simple gingen, braucht noch nicht als Sünde angerechnet werden. Eher soll dies gelten von zwei am selben Abend vorgetragenen Liedern Karl Müllerhartungs, die gut auf Vereinsfeste passen. Kammerjängerin Julie Müllerhartung sang die Lieder mit einem vollen dunklen, doch im Forte der Höhe derb klingenden Mezzosopran. Jene Komponistin spielte noch von Karl Somborn (Konseratoriumslehrer in Straßburg), dessen Kompositionen bisher nur zum kleinen Teil veröffentlicht sind, vier Elegien op. 13, die recht anregend waren. Ihr eignes Klavierpiel hat etwas Ernstes und für unschuldigere Aufgaben der Koloratur und dergl. ganz Nettes, steht aber im übrigen noch vor der wünschenswerten Entwicklung.

Gleichzeitig wurden die „Populären Philharmonischen“ eröffnet. Von Herrn Witels Vortrag des Beethovenischen Violinkonzertes hörten wir gerade noch so viel, um seine große Solidität im Spiel und seinen sehr vollen Ton genießen zu können. Im übrigen scheint sich ja bei all diesen längst bekannten Arten von Konzerten nichts Wesentliches geändert zu haben; und so wird es wohl auch bleiben, bis wieder einmal eine neue Welle des Kunstlebens kommt und uns zugleich mit unerwarteter Produktivität auch unerwartete Einsichten in das Alltagsleben der Kunst bringt. —

82.

Kleines feuilleton.

k. Aus einer babylonischen Schule. Selten eröffnet sich dem Archäologen ein so unmittelbarer Einblick in das Leben einer ferneren Vergangenheit, wie dies bei den Ausgrabungen der Fall ist, die der Pater Vincent Scheil in der babylonischen Stadt Sappara unternommen hat und über die in den Veröffentlichungen des französischen archäologischen Instituts von Kairo ein umfassender Bericht vorliegt. Die interessanteste Entdeckung war eine Schule mit ihrem ganzen Inventar, das über den Gang des Unterrichts lehrreichen Aufschluß giebt. Die kleine Stadt Sappara, wie sie zur Zeit ihrer Blüte hieß, die zum Unterschied von andern, weniger berühmten Sappara das Sappara der Ebene oder der Sonne genannt wurde, maß in ihrem Umfang nur 1300 zu 800 Meter; sie war aber von weit ausgetretenen Vorstädten umgeben, die ihren Flächeninhalt verdreifachten. Jetzt findet man dort, wo Sappara gelegen hat, an der Oberfläche nur einen Erdhügel, der mit Scherben besät ist; aber sobald die obere Schicht durchdrungen war, zeigten sich ziemlich gut erhaltene Mauerstücke und die Ueberreste von Häusern oder öffentlichen Gebäuden mit einem Teil ihres alten Inhalts ab. Im Auftrage der türkischen Regierung hat Scheil ein ganzes Stadtviertel freigelegt, seine Funde haben genug Dokumente zu Tage gefördert, so daß man danach das allgemeine Aussehen und das private und öffentliche Leben seiner Einwohner rekonstruieren kann. Dabei hat er auch die Gelehrienschule und das Unterrichtsmaterial mit den Arbeiten der Schüler entdeckt. Es war ein kleines Haus, das in einem volkreichen Viertel fast dem Tempel gegenüber lag. Hier fand Scheil Statuetten und Täfelchen. Auf einem entzifferte er ein Lob des Berufes des Schreibers: „Wer sich in der Schule der Schriften auszeichnet, wird wie die Sonne glänzen!“ Die Mauern waren noch vier Meter hoch. Das Haus enthielt sieben Gemächer; in einem fand man in der Höhe des Bodens in einem Winkel, der durch eine Scheidewand aus gebrannten Ziegeln abgeschlossen war, eine regelmäßig geordnete ungeheure Masse Täfelchen. Sie waren leider nicht im Ofen gewesen, so daß die Oberflächen teils verwischt waren, teils so aneinander kleben, daß bei ihrer Trennung die Schrift fast ganz zerstört wurde. Viele waren aber, als man sie aus ihrem Versteck zog, noch intakt mit ihrer Schrift; sie enthielten sumerische Hymnen in der ältesten Sprache Babyloniens, metrologische Listen, Fabeln, Wörterbücher, Rechenaufgaben, Kontrakte. Von diesen hatte ein Teil zu Vorlagen gedient; sie waren leicht kenntlich an der Festigkeit und Klarheit der Schriftzeichen. Die anderen waren Schülerabschriften. Sie waren zu Übungen in der Klasse gebraucht worden, und sie hatten einzelne Phrasen, Listen von Zeichen oder Worten und nur selten vollständige Texte. Man sieht im Geiste die Kinder oder Jünglinge, die vor 4000 Jahren mit ihrem Stilleit

aus Holz, Bein oder Kupfer gewissenhaft jeden Strich in den noch frischen Ton einschneiden und halblaut die Bedeutung der Zeichen wiederholen. War die eine Seite bedeckt, so wird zur Vollendung der Aufgabe die Rückseite beschrieben. Der Lehrer liest, verbessert zwischen den Zeilen die schlechten Zeichen oder läßt das Täfelchen noch einmal machen. Ein Gehilfe oder der Schüler selbst trägt mit einem Spatel die obere Schicht ab und verwischt den Text; Scheil hat an mehr als einer Stelle die Spuren des Spatel entdeckt. Dasselbe Material konnte so für mehrere Generationen dienen. Es scheint, daß man in diese Schülertäfelchen etwas mischte, um sie geschmeidig zu erhalten; sie haben eine besondere blaue metallische Färbung.

Alle Texte, die ein Datum trugen, waren mit Namen des babylonischen Königs Hammurabi gezeichnet: diese Schule blühte also 21 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Scheil konnte das Programm der Les- und Schreibkurse wieder herstellen, das dort besolgt wurde. Die Schwierigkeiten der Keilschrift müßten für babylonische Schüler weit größer gewesen sein, als die, welche die Kinder der Neuzeit zu überwinden haben. Die Buchstaben setzen sich nicht nur aus einer manchmal außerordentlich großen Anzahl von geraden Linien und regelmäßig angeordneten Häkchen in allen Richtungen zusammen, sondern sie hatten meist auch mindestens ein halbes Dutzend verschiedene Bedeutungen, je nach den verschiedenen Kombinationen. Der Schüler mußte erst alle Formen aufnehmen, dann alle Bedeutungen, wenn sie vereinigt standen, bevor es ihm gelingen konnte, eine einzige Linie von den zahllosen Formeln zu entziffern, die von der Wiege bis zum Grabe alle seine Handlungen regelten. Nur durch Abschreiben und immer wieder Abschreiben, wobei er vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschritt, konnte er zu einem Ergebnis gelangen. Die Zeichen vom selben Ursprung waren in Gruppen geordnet, deren Sinn und Bildung der Lehrer erklärte, und die Gruppen waren nach Regeln verknüpft, deren Sinn nicht immer verständlich wird. Nach wochen- oder monatelangen Bemühungen wurde zum Lesen von Gruppen von zwei oder drei Zeichen geschritten, die man wiederholte, gleichviel ob die Zusammenstellung einen Sinn hatte oder nicht. Abermals nach Wochen oder Monaten konnte man zu den Bildzeichen oder Sähen übergehen, die dem Schüler zum Verständnis der einfachsten religiösen oder juristischen Texte helfen konnten. Zu diesem Zweck waren eine Reihe von Gebeten, Kontrakten und Gesetzen analysiert und gleichsam auseinandergenommen worden, und man hatte die ersten Elemente in Reihen angeordnet: die Gruppen, die die Namen derselben Gottheit ausdrückten; Reihen von Hauptwörtern in der Einzahl, Mehrzahl, männlichen, weiblichen Geschlechts, allein oder mit dem Possessivpronomen, conjugierte Verba mit allen Veränderungen; ganze kleine Sätze als Formeln des Lobes, der Begrüßung, des Gebets, des Mitleids, der Guld; gerichtliche und geschäftliche Redensarten. Arithmetik und Geometrie standen neben Schreiben und Stilübungen. Sehr schöne sorgfältig beschriebene Täfelchen tragen die Nomenclatur der Maße und Gewichte, die Einheiten mit ihren Vielfachen oder ihren Teilen... Die Frauen erhielten bisweilen dieselbe Art der Bildung wie die Männer. Scheil hat in den Ruinen einen Kontrakt gefunden, der von einem weiblichen Schreiber Namens Amatsbaou redigiert worden ist; dies ist jedoch der einzige Fall. Die lange Lehrzeit und die damit verbundenen Schwierigkeiten machten den Schreiber, der Advokat wurde, zu einer hochangesehenen Persönlichkeit. Ebenso stant es in Aegypten. Man las und schrieb viel bei den ältesten Völkern des Ostens, bei den Aegyptern auf Papyrus, bei den Babyloniern auf Ziegeln. Wir besitzen heute an den Ufern des Nil wie des Euphrat Schriften, die 6000 bis 7000 Jahre alt sind, und dabei sind die meisten nur Ausgaben älterer Werke. Die Kunst des Schreibens, die man noch vor einem Jahrhundert unter die verhältnismäßig neuen Erfindungen rechnete, erscheint uns heute als eine der ältesten, ihr Ursprung verliert sich im Dunkel der Geschichte. —

ie. Der Sauerstoff als Maler in der Natur. Ein großer Teil der Farbenwechsel, die wir in der Natur beobachten, kommt durch eine Mitwirkung des Sauerstoffs der Luft zu stande. Wenn ein Gegenstand aus reinem Kupfer an der Luft stehen bleibt, so macht das Rot seiner ursprünglichen Färbung eine allmähliche Veränderung durch und verwandelt sich, nachdem es ein ganzes Farbenpiel durchlaufen, schließlich in Schwarz. Die Ursache dafür ist die sich steigende Aufnahme von Sauerstoff und die Ueberführung des reinen Kupfers in Sauerstoffverbindungen. Die schillernden Uebergangsfarben werden allerdings ähnlich den Farben einer Eisenblase noch besonders durch eine Lichtbrechung an den beiden Flächen der dünnen Oxidschicht veranlaßt. Eisen überleidet sich in feuchter Luft zunächst mit einem schwärzlich-grünen Ueberzug und wird dann hellrot, die Farbe des gemeinen Rostes. Zinnober ist weiß, Quecksilberrost rot, Silberrost bräunlich-schwarz. Je höher der Grad der Sauerstoffaufnahme ist, desto stärker pflegt auch die Färbung zu sein. Die einfachen Sauerstoffverbindungen von Kalium und Mangan sind leicht braun bezw. weiß. Bei stärkerer Oxydierung werden die Stoffe glänzend grün, bei noch stärkerer purpurrot. Der Farbenwechsel, den gewisse Schattiere beim Kochen durchmachen, ist vermutlich auch ein Ergebnis der Sauerstoffwirkung. Die Frage, warum Hummern und Strebhe beim Kochen rot werden, ist oft untersucht worden, ohne ganz befriedigend beantwortet zu sein. Ein Grund ist wahrscheinlich, daß die Schale der Krebstiere eine Verbindung von Eisen und Sauerstoff enthält, die beim Kochen durch weitere Aufnahme von Sauerstoff ihre Farbe ändert. Auch rotes Menschenhaar verdankt seinen Glanz wahrscheinlich der Anwesenheit von Eisen im Zustand hoher Oxydation.

und kann daher durch Chemikalien, die den Sauerstoff an sich ziehen, wie die Pyrogallussäure entfärbt werden. —

Meteorologisches.

ss. Das größte Meteor der Erde liegt in keinem Museum, wenigstens vorläufig nicht, und es dürfte auch noch geraume Zeit vergehen, bis sich jemand dazu bequemt, diese Kleinigkeit von 1000 Centner Gewicht an sich zu nehmen. Das ungeheure Meteor, das vor Jahren in Grönland entbeut und durch den Polarforscher Peary auf seiner letzten Reise zu Schiff heimgebracht wurde, ist jenem riesen wahrscheinlich nicht ganz ebenbürtig. Letzterer befindet sich an einem Platz namens Ranchito in der mexikanischen Provinz Sinaloa. Wann der Eisenkloß zur Erde niedergesirrt ist, hat sich nicht ermittelt lassen. Der wissenschaftlichen Welt wurde sein Vorhandensein vor mehr als einem Vierteljahrhundert durch Professor Varcena bekanntgegeben, und später hat ihn Professor Castillo aufgesucht, um ihn auszumessen. Jetzt hat Professor Ward eine Reise dorthin gemacht und in den Verhandlungen der Rochester-Akademie für Wissenschaft eine ganz genaue Beschreibung des Meteors nebst vorzüglichen Wiedergaben photographischer Aufnahmen veröffentlicht. Die Reise von Professor Ward ging von der Stadt Vacubirito aus und war äußerst langwierig, beschwerlich und kostspielig. Er fand das Meteor genau an dem früher beschriebenen Platz, aber die Eisenmasse ragte nur mit einem Ende aus dem Erdboden heraus. Professor Ward verschaffte sich 28 Arbeiter, um den Boden rund um das Meteor aufzugraben zu lassen, damit eine vollständige Besichtigung möglich wurde. Nach zweitägiger Arbeit wurde nicht nur diese Absicht erreicht, sondern der Boden auf einer Seite so weit abgetragen, daß sich die Masse durch ihre eigene Schwere umwälzte. Das Meteor hat eine Länge von fast 4 Meter, eine Breite von fast 2 und eine Dicke von über 1 1/2 Meter. Die Form und die Oberflächenbeschaffenheit des Blocks ist sehr unregelmäßig. Das Gewicht ist von Professor Ward, wie bereits erwähnt, auf 1000 Centner geschätzt worden. Daß es sich um ein echtes Meteor handelt, kann nicht im mindesten bezweifelt werden, denn erstens hat die Masse unter der Wirkung von Polstür und Wirkung an einer Stelle deutlich die berühmten Widmannstätten'schen Figuren gezeigt, und zweitens hat eine chemische Untersuchung die Zusammenetzung aus Eisen mit etwa 7 Proz. Nickel und Kobalt erwiesen. Wenn dies das größte aller bekannten Meteore und jenes von Grönland das zweitgrößte ist, so nimmt den dritten Rang das gleichfalls in Mexiko niedergegangene Meteor von Chapaderos ein, das erst vor kurzem von seinem Fundort nach der Hauptstadt Mexiko geschafft worden ist, aber auch nur etwas über 300 Centner wiegt.

Uebrigens sind gerade in den letzten Monaten noch mehrere beachtenswerte Veröffentlichungen über Meteore erschienen. Professor Liveridge in Sidney hat ein bei Voogabdi in Neu-Südwaales gefundenes Meteor beschrieben, das zwar nur nur 4 1/2 Pfund wiegt, aber in vielen Beziehungen merkwürdig ist. Zunächst fällt seine sonderbare birnenförmige Gestalt auf, dann sein hohes spezifisches Gewicht von 7,8, weiterhin seine eigentümliche Oberflächenbeschaffenheit. Die Außenseite ist nämlich mit einer Haut von geschmolzenem Oxid überzogen, das sich während des rasenden Sturzes der Masse wellenförmig nach den beiden Enden hin verteilt hat und in dieser Bewegung erstarrt ist. Eine Sonderstellung kann dies australische Meteor außerdem noch dadurch beanspruchen, daß es allerdings zum größten Teil aus Eisen, daneben zu 8 Proz. aus Nickel und Kobalt besteht, aber noch kleine Mengen von Arsenit, Gold und Platin enthält. Es ist dies das erste bekannte Beispiel dafür, daß in einem Meteor Gold vom Weltall auf die Erde niedergekommen ist. Neben den hauptsächlich aus Eisen bestehenden unterscheidet man die eigentlichen Meteorsteine, die eine ganz andre Zusammenetzung besitzen. Der größte bisher bekannte Meteorstein ist im amerikanischen Staate Kansas gefunden und jetzt von Dr. Farrington beschrieben worden. Sein Gesamtgewicht beträgt 1244 Pfund, jedoch ist er in viele Stücke zerbrochen aufgefunden worden, die immerhin zu ihrem größten Teil wieder aneinandergesügt werden konnten. —

Technisches.

— Delgeschosse, die abgefeuert werden, um dort, wo sie hinfallen, Del abzugeben und die Meerestellen zu glätten, besitzen neben der Del eine Sprengstofffüllung und sind mit Zeitzündern versehen, um in einem vorher festgestellten Augenblick zerprengt zu werden und in Wirksamkeit zu treten. Das Nebeneinanderlagern von Del und Sprengstoff im Geschöß kann aber Gefahren durch vorzeitige Explosion herbeiführen, und die Zeitzündern versagen zuweilen. Dem gegenüber erzeugt man Delgeschosse ohne Sprengladung als zylindrische Gehäuse von Holz, die mit einem leicht zerstörbaren Dedel versehen sind, bei ihrem Aufschlagen auf das Wasser also geöffnet werden und ihren Delinhalt austreten lassen. Diese Dedel werden aus un durchlässigen Stoffen, am besten aus starkem Papier hergestellt, das zum Schutze gegen die auflösende Wirkung des Delinhalts mit Leim überzogen ist. Beim Eindringen des Geschößes in das Meer zerreißt der starke Wasserdruck das Papier, ein übriges thut noch der in heftige Bewegung versetzte flüssige Inhalt des Geschößes und das Del kann frei ausfließen. Damit der Papierverluß nicht schon vor dem Gebrauch Schaden nimmt, wird über den Dedel eine metallene Schutzlappe gezogen und erst kurz vor dem

Abschießen entfernt. Die andre Art, den leicht zerstörbaren Dedel durch einen massiven zu ersetzen und diesen mittels eines Klebstoffes, der im Wasser gelöst wird, auf dem Geschöß zu befestigen, ist weniger ratsam, weil die Lösung zu langsam vor sich geht, und leicht Klemmungen vorkommen, welche die Lüftung des Dedels verhindern. Im übrigen ist das Geschöß mit einer Drahtumwicklung versehen, die das Ganze fest zusammenhält. Der Boden wird kräftig verstärkt und beschwert, damit sich der Cylinder im Wasser mit der Ausflußöffnung nach oben aufzustellen und den Zufall abzugeben vermag. Das Geschöß kann auch zusammen mit einer Rakete verschossen werden, damit es der Mannschaft zeigt, ob es wirklich an sein Ziel gelangt ist. —

(„Kölnische Zeitung“.)

Humoristisches.

— Wie ein Philosoph vor Gericht aussagt. Aus Wien vom 9. d. M. berichtet das dortige „Extrablatt“: Der Einspännermerkwürdiger Tröster war gestern vor dem Bezirksgericht Josephstadt wegen Gefährdung der körperlichen Sicherheit angeklagt, weil er in der Bähringerstraße an eine „Elektrische“ angefahren war. Der damalige Passagier des Angeklagten, der Professor der praktischen Philosophie an der Wiener Universität, Hofrat Dr. Laurenz Müller, wurde als Zeuge vernommen und erklärte:

„Ich kann meine Aussage nur unter dem Vorbehalt der subjektiven Richtigkeit machen, da ich der Ansicht bin, daß niemand in der Lage ist, einen Vorgang, der sich unvermutet vor ihm abspielt, nach Ablauf einiger Zeit mit Sicherheit objektiv richtig darzustellen. Es tritt da eine Reihe psychischer Unterströmungen auf, die es bewirkt, daß nur immerliche Gedankenbilder, logische Schlüsse und subjektive Empfindungen mit dem wirklich Erlebten zu einem neuen Bilde vermischt werden, das dem Vorgange objektiv keineswegs genau entspricht. Ich kann daher nur angeben, daß vor dem Pferde des Einspanners ein Radfahrer fuhr, daß der Einspanner diesem ausweichen wollte und dabei mit der entgegenkommenden Tramway kollidierte. Ich selbst habe die Kollision vorausgesehen und bereits versucht, die Stoßwirkung abzuschwächen und mein Verhalten so einzurichten, daß ich nicht verletzt werde. Ich hatte den Eindruck, daß der Kutscher im Dilemma, einen Menschen zu überfahren oder an die Tramway zu streifen, von zwei Uebeln das geringere gewählt habe.“

Der Richter sprach auf Grund dieser Aussage den Kutscher frei. —

Notizen.

— „Herzmarke“ von Philipp Langmann geht als eine der nächsten Novitäten im Schauspielhaus in Scene. —

— „Rosen am Wege“, ein Schauspiel von Sofie v. Schönwies, erzielte bei der Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater einen schönen Erfolg. —

— Eduard v. Keyserlings Drama „Peter Havel“ fand bei der Premiere im Münchener Schauspielhaus vielen Beifall. —

— Ein Urteil über die Berliner Hofoper. „Unsre Hofoper, die genug Zeit findet, um Werke wie d'Alberts „Improvisator“, ein Gemengel des ärgsten Dilettantismus, Döbbers „Grille“ oder Scholz' „1757“, ein Werk, das der beiden ersten würdig ist, auszuführen, die genug Zeit und Geld hat zum Neueinstudieren, Kostümieren und Aufführen von Brülls „Goldenen Kreuz“, verschleift ihre Thore fest vor Eindringlingen von der Art eines Smetana. Das sind keine Kassenerfolge und um etwas andres handelt es sich nicht. Kunst? — Das ist Nebensache.“ Das hat kein böser Kritiker geschrieben, sondern ein Mitglied der Berliner Hofoper: Fräulein Emmy Destinn. —

— Die nächste Novität (31. Oktober) des Central-Theaters wird Lehars dreiaktige Operette „Der Kastelbinder“ sein. Eduard Steinberger singt die erste komische Rolle. —

— Im Wiener Karl-Theater wurde Hugo Felig' Operette „Madame Scherrh“ sehr freundlich aufgenommen. —

— Das in dieser Woche erscheinende Heft der Münchener „Jugend“ bringt unter dem Titel „Nummer der Scholle“ in farbigen Reproduktionen eine Auswahl von Gemälden, welche diese Münchener Künstlervereinigung heuer ausgestellt hat. Die „Schollen“-Künstler veröffentlichen ferner in dieser Nummer eine Erklärung, die sich mit ihrer Thätigkeit als Maler und Zeichner beschäftigt. —

— Aus Zürich berichtet das „Neue Wiener Tagblatt“: Die hier geführte Statistik der touristischen Unglücksfälle, umfassend das Gebiet der Alpen in Italien, Schweiz, Tirol, Zura-gebirge sowie Schwarzwald und Riesengebirge, weist in der abgelaufenen Saison 1903 196 verunglückte Personen auf. Von diesen haben 136 Personen den Tod infolge Absturzes, Hitzschlages oder durch Erfrieren gefunden. Sechzig Personen haben schwere Verletzungen erlitten. Ferner wurden zehn Leichen solcher Touristen gefunden, die in früheren Jahren verunglückt sind. Die Zahl der vermissten Touristen beträgt zehn. Die meisten Unglücksfälle ereigneten sich im Juli (37), im August (44) und September (30). —